Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 49. Posen, den 9. Dezember. 1894.

Epheu.

Novelle von Gustav Müller-Mann.

Vöglein singen so eigen,
Dort in den schwanken Zweigen,
Singen von Liebe und Leiden
Singen von Scheiden und Meiden.

So wäre denn nun mein diesjähriger Oktoberumzug glücklich beendet, ohne daß darüber die Welt, in der man sich langweilt, aus den Fugen gegangen wäre. Augenblicklich sitze ich in meiner neuen Wohnung und um mich her herrscht noch die tollste Unordnung. Hier liegt der „General-Anzeiger" friedlich neben den „Neueste Nachrichten" und dem „Deutschen Volksblatt", dann ist unterwegs die Kiste mit photographischen Essenzen aufgegangen und hat meine neue schöne mausgraue Sommerhose, das Entzücken der Münchnerinnen, total zerfressen, außerdem ist die Pappschachtel mit Orden und Ballreminiszenzen zerrissen angelangt, in welche nun neugierig das Patent-Lofah-Frottirhandtuch hineinlugt. Im Ofen brennt ein behagliches Feuer und über mir läßt in Begleitung des wohlgestimmten Klaviers des Hauswirths Töchterlein ihre anmuthige Stimme erklingen: „Als ich noch im Mädchenkleide in die Flügelschule ging, o wie hüpfte da —" — Sie bricht plötzlich ab, hüpft jetzt selbst empor und scheint sich schon einer recht netten Körperfülle zu erfreuen, denn die Decke schüttert ganz bedenklich.

Unterdessen sitze ich, ordne und räume die vielen nützlichen und unnützen Sachen fort: „Zeugnisse, Militärpapiere, Liebesbriefe, bezahlte und unbezahlte Rechnungen, Erinnerungen —" Plötzlich knistert ein Büschel von gesammelten, nun ganz vertrockneten Epheublättern in meiner Hand und erinnert mich an eine längst vergangene glückliche Zeit, so daß ich meine Beschäftigung vorläufig aufstecke und träumend in den Lehnstuhl zurücksinke.

Jeder, der mich genauer kennt, weiß, daß ich stets den Epheu der schönsten Maréchal-Niel-Rose oder einem Veilchenstrauß vorziehe. Wie es kam, daß der schlichte Epheu meine Lieblingspflanze ward, will ich Euch jetzt erzählen. Vor mehreren Jahren machte ich auf einem Balle in Leipzig die Bekanntschaft einer jungen Dame. Ich kann mich noch genau entsinnen, daß ich der Einladung zu diesem Balle lediglich einem Freunde zu Gefallen Folge gegeben hatte und nun, fest überzeugt, wenig zu tanzen und mich sehr zu langweilen, gleichgiltig die erschienenen Damen musterte. Da fielen meine Augen auf ein einzelnes junges Mädchen, das schon durch sein sympathisches Aeußere und durch sein ganzes ruhiges und sicheres Auftreten sich von dem mehr oder weniger aufgeputzten koketten Gros der übrigen Damenwelt vortheilhaft unterschied. Da ich von einem krampfhaft im Saale herumhastenden, schrecklich schwitzenden Vorstand wiederholt zum Tanzen aufgefordert ward, so steuerte ich kühn auf diese junge Dame zu und fand noch die ganze Tanzkarte unbeschrieben. Meine Wahl brauchte mich nicht zu reuen, denn sie tanzte vorzüglich und leicht wie eine Feder; in der Unterhaltung hatte sie etwas Ungezwungenes, war sehr belesen und schien schon viel trotz ihrer Jugend gereift zu sein. Sie war wie ich fremd und gänzlich in der Gesellschaft unbekannt und so kam es, daß wir fast alle Walzer und Polkas zusammen tanzten. Beim Essen wurde ich ihrer Mutter vorgestellt und nach Schluß des nun für uns äußerst amüsanten Festes durfte ich die Beiden nach Hause begleiten, wobei ich kurz vor dem Abschied noch die Erlaubniß, Besuch machen zu dürfen, von der Mutter erhielt.

Gleich nach dem Balle erkundigte ich mich über die Familie und erfuhr, daß vor Jahren nach nicht gerade glücklicher Ehe der Vater gestorben sei und daß die beiden Frauen nach seinem Tode in einfachen Verhältnissen zurückgezogen und still für sich draußen vor der Stadt lebten.

Bei meinem Besuch wurde ich sehr freundlich aufgenommen und sogar zum Mittagbrod dabehalten und nun wurde mir das Vergnügen zu Theil, Beide in ihrer gemüthlichen Häuslichkeit näher kennen zu lernen; bald war es mir, als ob wir schon gute Bekannte wären. Nach dem Essen setzte sich Fräulein Doris ohne jede Ziererei an's Klavier und sang mit einer schönen klaren Altstimme mehrere Lieder, dann kam der Kaffe und nun hielt ich es für angebracht, mich zu empfehlen. Da ich freundlichst von der Mutter und vor Allem auch von Doris zum Wiederkommen eingeladen wurde, so war dieser erste Besuch nicht der letzte und es verging wohl keine Woche, in der sich nicht Gelegenheit geboten hätte, meine Freundinnen aufzusuchen.

Unterdessen war es draußen Frühling geworden. Das Haus, ganz von Epheu umrankt, lag inmitten eines alten parkähnlichen kleinen Gartens, in dem jetzt bald die ersten Veilchen und Schneeglöckchen hervorbrachen und die Bäume und Sträucher sich mit jungem saftigen Grün bekleideten. Hier verbrachte ich jede freie Stunde mit den beiden Damen, oft auch mit Doris allein, da mir die Mutter voll vertraute. Einmal beim Veilchenpflücken kam es über mich und mit dem ganzen Feuer der Gluth meines 23jährigen Herzens gestand ich Doris meine Liebe. Sie schwieg betroffen still und mich unsäglich traurig und zugleich bittend anschauend, nahm sie meine Hand und sagte in ihrer einfachen Weise: „Warum wollen Sie denn unser schönes und ungetrübtes Freundschaftsverhältniß zerstören? Bleiben wir ferner Freunde, wir sind ja noch so jung und reine Kinder, um die wahre Liebe zu kennen. Ich halte große Stücke auf Sie und habe Sie gern, genügt Ihnen das nicht?" Und gleichsam um mich zu versöhnen, gab sie mir beide Hände, dann pflückte

sie einige Veilchen und steckte sie mir an, indem sie noch hinzufügte: „So, nun sind Sie wieder artig, Sie böser, lieber Mann.“

Am Abend, als wir nach dem Abendbrod in der Veranda saßen, durfte ich den Damen einen Eckstein'schen Roman vorlesen, ich selbst war nur halb dabei. Dann wurden noch Mandeln gereicht, hierbei aß ich mit Doris das erste Vielliebchen. Wir aßen es auf „Du und Du“ und noch auf Grünblatt. Dieses Vielliebchen ist nie verloren oder gewonnen worden, denn wir gewöhnten uns im Laufe der Zeit so an das herzige „Du“, daß wir es gar nicht mehr merkten und die Mutter nur oft gutmüthig den Kopf über uns Zwei schüttelte. Das grüne Blatt trage ich noch heute stets bei mir in Gestalt eines herzförmigen Epheublattes.

Der Mensch denkt — Gott lenkt.

Ich dachte, daß unser Verkehr so bleiben werde, Gott gefiel es anders. Kaum vier Tage war ich in Familienangelegenheiten in Berlin gewesen, bei meiner Rückkehr fand ich daheim einen Brief von Doris vor, in welchem sie mir mittheilte, daß ihre Mutter schwer krank sei und ich sie besuchen solle, sobald es meine Zeit erlaube.

Die Krankheit war weit schwerer als ich geahnt, ein heftiges Nervenfieber hatte die Aermste ergriffen. Ich suchte den mir bekannten Arzt auf, er konnte nur wenig Hoffnung auf Genesung geben, ihm war, wie mir, unklar, wodurch die Krankheit entstanden. Mit allem mir zu Gebote stehenden Einfluß setzte ich es bei Doris durch, daß sie und ich uns gemeinsam mit zwei Wärterinnen bei der Kranken ablösten; schließlich gab sie ihre Zustimmung. Doris' Mutter war ohne Bewußtsein und wilde Fieberphantasien quälten sie. Wenn ich Alles, was ich da im Fieberwahn hören mußte, zusammenkombinire, so muß die Frau viel Schweres in der Ehe und im Leben durchgemacht haben. Vier Tage später war sie todt. Doris war gegen Alles vollständig apathisch, nur mit Mühe konnte ich sie von der Leiche ihrer Mutter wegbringen, jede Nahrung verweigerte sie Anfangs entschieden — ich begann für ihren Verstand zu fürchten.

Wieder vier Tage nach dem Begräbniß stellte sich plötzlich ein vornehmer, finster blickender Mann im Hause ein, woselbst ich meine ganze freie Zeit verbrachte, um Doris zu trösten — solch ein schwerer Verlust, wie er uns Beide getroffen, läßt ja alle Regeln der Etiquette leicht außer Acht kommen. Weshalb der Mann nicht rechtzeitig zum Begräbniß zugegen war, ist mir nicht erfindlich gewesen, er mußte wohl seine Gründe gehabt haben, erst jetzt zu erscheinen. Es giebt Menschen, die — wenngleich sie sich niemals etwas Böses zufügten, — doch einander vom ersten Augenblick an völlig unsympathisch sind. So war es zwischen uns Beiden der Fall. Er wies sich als Verwandter aus und stellte mich sofort über meine Beziehungen zum Hause zur Rede, meine Antwort konnte ihm nicht genügen. In rücksichtsloser brüsker Weise tadelte er Verschiedenes, sodaß wir uns nach kurzer Zeit vollständig überworfen hatten — schließlich verbot er mir das Haus.

Meine liebe kleine Doris sah ich dann nur noch zweimal, in dieser Zeit bin ich aus ihr nicht mehr klug geworden. Sie erzählte mir, daß nach dem letzten Willen ihrer verstorbenen Mutter ihr Onkel zum Vormund ernannt sei, dem sie sich fügen müsse; daß ihr dies nicht leicht ward, bewiesen ihre Thränen, denen sie an meiner Brust unbekümmert freien Lauf ließ. Als dann später alle meine Briefe an Doris unbeantwortet blieben, suchte ich das Haus auf und fand es ausgestorben. Der Vormund hatte dasselbe mit seinem Mündel eiligst verlassen und alle unsere beiderseitigen Briefe — dessen war ich sicher — abgefangen. Niemand, auch nicht der Hausmann, wußte anzugeben, wohin Beide gereist; erst später nach eifrigstem Forschen wies mich die Spur in die Gegend von Montreux. — —

* *
*

Auch auf mich waren die letzten verlebten Wochen nicht ohne Einwirkung geblieben. Kam es durch das viele Nachtwachen oder durch die aufgehäufte Arbeit tagsüber, genug, ich mußte auf ärztliches Anrathen Leipzig verlassen und wurde zur Kur nach Herrenalb im Schwarzwald geschickt. Hier in dem entzückenden Bade, das in seiner völligen Abgeschlossenheit und einzig schönen Lage Alles besitzt, was überreizte Nerven wieder besänftigen kann, fand ich inmitten eines netten anregenden Verkehrs meine Ruhe und mein Vertrauen in die Zukunft wieder, so daß ich nach mehreren Wochen ganz wiederhergestellt abreisen durfte. Zur Nachkur waren mir mehrere Orte vorgeschlagen, das bayrische Hochland, die See oder die Schweiz. Damals redete ich mir ein, daß mir die beiden ersten für später immer noch bleiben würden und wählte als Aufenthalt den Genfer See bei Montreux, jetzt weiß ich, daß ich dies nur deshalb that, weil ich immer die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte, meine Doris wiederzufinden, die ich hier vermuthen mußte.

Und so hielt ich denn in der Nähe von Montreux auf einem hochgelegenen Luftkurort meinen Einzug. Es war ein prächtiger Tag und Alles schien mich lachend willkommen zu heißen und mir zuzuwinken. Die Sonne beschien dies gesegnete Stück Erde mit seiner üppigen südländischen Vegetation, unter mir lag der himmelblaue See, den ein leiser Wind in leichten Wellen kräuselte, von eiligen Postdampfern und langsam sich nähernden und wieder verschwindenden Segelbarken mit schneeweißen dreieckigen Segeln belebt. Gegenüber grüßten das kleine Chillon und das grünende Rhônethal freundlich zu mir herüber. So stand ich am ersten Abend noch oben auf meinem erhabenen Punkt, als schon längst die Sonne untergegangen war und die Sterne aufzugehen begannen; ich that ein stilles Gelübde, Alles aufzubieten, um meine Doris hier ausfindig zu machen.

Schon der nächste Morgen sah mich weit von meinem neuen Heim entfernt unten am Genfer See und an jedem Tag setzte ich meine Streifzüge weiter fort, sodaß bald kein Fleckchen in der näheren Umgebung war, das mir nicht bekannt geworden wäre. Alles jedoch vergeblich, keine auch noch so leise Spur, die mich meinem Ziel hätte näher bringen können; alle meine sonstigen Erkundigungen über Nichte und Onkel waren gleich erfolglos. Ich war wieder genau so ruh- und rastlos wie vordem und um mich zu zerstreuen und auf andere Gedanken zu kommen, stürzte ich mich mit einer wahren Wuth in Vergnügungen jeder Art. Ich, der vorher alle Gesellschaft oben in meinem Kurhaus ängstlich gemieden, der darum von den Uebrigen oft bespöttelt und als Sonderling verschrieen wurde, ward ein Anderer — nur um mich zu betäuben. Und der Festlichkeiten gab es wahrlich genug, im Aussinnen neuer Abwechslungen war ich bald der Tollste und schließlich unbestrittener maître de plaisir. Da gab es Seefahrten, Ausritte, Bergtouren und wenn wir dann halbtodt oft heimkehrten, dann war ein simpler Klavier-Walzer im Stande, unsere gänzlich mitgenommenen Lebensgeister wieder anzufachen zu neuem Vergnügen. Unter den jungen Damen hier oben war es hauptsächlich eine, die mich durch ihre Lebhaftigkeit und treffenden Witz, gepaart mit Schönheit und Reichthum, zu fesseln wußte. Geborene Französin, ritt und focht sie ausgezeichnet, und wenn sie mir auch jetzt, sobald ich an sie denke und mit Doris vergleiche, zu männisch erscheint, damals war sie die Rechte, meine Gedanken auf sie überzulenken. Fast immer war ich ihr Partner zu Pferd, zu Fuß, im Baalsaal, und die ganze übrige Corona von mehr oder minder wohlwollenden Müttern und Töchtern hielt eine bereits heimlich vollzogene Verlobung zwischen uns Beiden für ausgemacht

(Schluß folgt.)

Bettel- und Trinkgeldunwesen in Italien.

Von Dr. Gotthold Lange.

Wer von uns Deutschen eine Reise nach dem sonnigen Lande „wo die Citronen blühen“ unternimmt, der wird vor allem über drei Dinge erstaunt den Kopf schütteln, die sich mit deutscher Art, deutscher Reinlichkeit und deutschem Magen sehr schlecht vertragen wollen. Diese drei Dinge sind die Bettelei in Italien, die Unsauberkeit an jenen Plätzen, deren peinliche Sauberkeit der Deutsche verlangt, und die italienische Küche, aus welcher Gerichte hervorgehen, von denen sich der an Eisbein und Sauerkohl gewöhnte deutsche Magen „mit Grausen“ abwendet. Auf Punkt zwei und drei sei heut nicht näher eingegangen, das Bettel- und Trinkgeldunwesen in Italien verdient an sich schon einen eingehenderen Artikel.

Sobald der Reisende — in erster Linie kommen natürlich die Vergnügungs- und Erholungs-Reisenden in Betracht — die erste Stadt erreicht hat, in welcher

der italienische Typus vorherrscht, so merkt er bald, daß der Trinkgeldunfug der Kellner und Hotelbediensteten noch ein liebliches Anhängsel erhalten hat: die Straßenbettelei. Als erste Stadt dieser Art, welcher der Fremdling längeren Aufenthalt widmet, hat Triest zu gelten. Dort kann er denn auch sicher sein, die Straßenbettelei im flottesten Gang zu finden. Geht er über die Piazza grande, so ist er, noch ehe er sich's versieht, umgeben von einem Rudel von Kindern, die ihn anbetteln um Kreuzer oder Soldi. Eine Besichtigung des Grabes Winkelmanns sichert ihm ein zahlreiches Ehrengefolge von halbwüchsigen Rangen, die auf der steilen Straße nach der Stadt hinunter so lange „Koboldschießen" oder andere gymnastische Kapriolen treiben, bis er so gutmüthig ist und einige Kreuzer springen läßt. Diese Gutmüthigkeit gereicht ihm aber nicht zum Heil: es verbreitet sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Stadtviertel, daß der signor ein Wohlthäter ist: an der nächsten Straßenecke schon sieht er die Zahl der bettelnden Kinder verdoppelt, noch eine Straße weiter und es nahen sich ihm schon die im Betteln ergrautesten Jubelgreise, die so erbärmlich aussehen und die so erbärmlich sich zu geberden verstehen, daß man ein Herz von Stein besitzen müßte, wenn man sie mit weniger als 10 Kreuzer ablohnen wollte. Der Fremdling, der sich vorkommt wie ein gehetztes Wild, bemerkt aber plötzlich zu seinem Erstaunen, daß sich die Hochfluth von Bettlern unglaublich schnell verläuft, sobald er in die Nähe einer gewissen Straßenkreuzung gelangt. Er kann sich die merkwürdige Erscheinung zumeist nicht erklären, und doch ist die Erklärung sehr einfach: an der Straßenecke ist ein Wachtmann postiert. Und die Schutzleute von Triest verstehen wenig Spaß, sie dulden nicht die Belästigungen der Reisenden durch die bettelnden Lazzaroni.

Der Südlandreisende macht natürlich in Italien zuerst Station in dem weltberühmten Venedig. Hier bekommt er außer dem Canale grande, dem Dogenpalast, der Markuskirche, dem Lido u. s. w. zuerst die echten unverfälschten italienischen Bettler zu Gesicht und erhält zahlreiche Beweise ihrer Thätigkeit. Die Carabinieri sind blind gegen die fechtenden Markusplatzbettler und auch die Stadtsergeanten lassen dieselben ruhig gewähren, weil Niemand in seinem „Erwerb" gestört werden darf. Der Erwerb ist aber ausschließlich der Bettel. Der Fremdenverkehr während der größeren Hälfte des Jahres ist in ganz Oberitalien ein so bedeutender, daß ganze Bevölkerungsklassen allein von Fremden leben. Im Laufe der Jahrzehnte hat sich eine gewisse Industrie herausgebildet, deren Hauptaufgabe darin besteht, den Reisenden als eine Citrone zu betrachten und als Citrone zu behandeln: er wird ausgepreßt, bis er keinen Tropfen mehr in sich hat. Die Presserei betrifft natürlich nur seinen Geldbeutel, sonst läßt man ihn leidlich in Ruhe, — in Oberitalien wenigstens. Die Szenen, welche er in Triest schon nicht sehr lieblich gefunden hat, wiederholen sich von jetzt ab in verbesserter und verdoppelter Auflage, mag er nun in Venedig, Verona, Mailand, Genua u. s. w. einher spazieren. Ein Gang über den Markusplatz in Venedig lockt sofort ein Dutzend Verkäufer von Taubenfutter an, welche eine Düte mit Maiskörnern für theueres Geld an den Mann zu bringen wissen und nebenbei — 's ist ja in einem Aufwaschen — noch fünf Centesimi zu erbetteln suchen. Sobald der Taubenschwarm sieht, daß eine Futterdüte gekauft worden ist, entsteht ein toller Wirrwarr um den Spender, auf Kopf, Schulter, Arm setzen sich die Tauben: sogar sie betteln! Ein Stück Zucker, das auf dem Tisch eines Caffeehauses liegen geblieben ist, ein Cigarrenstummel, der auf den Platz geworfen wird, entfacht einen modernen Gladiatorenkampf unter den Bettlern, welche von Früh bis Abends auf der Piazza oder der Piazetta umherlungern.

Für die Deutschen, welche unseren italienischen Bundesbrüdern des Oefteren einen Besuch abstatten, war es lange Zeit ein Geheimniß aus welchem Grunde die Fremden, welche in ein und demselben italienischen Hotel wohnten, sehr verschieden behandelt wurden. Die einen liebenswürdig, zuvorkommend, die anderen unfreundlich, lässig. Namentlich Hausknecht, Hausbursche, Zimmermädchen waren durchaus über einen Leisten gestimmt bei dieser verschiedenen Behandlung. Das übertrug sich auch sofort auf sämmtliche Kellner, vom Piccolo an bis zum Zahlkellner. Endlich kam Licht in die Sache: derjenige, welcher die Geschicke der Reisenden derart lenkte, wie er es angebracht hielt, war der — Hausknecht des italienischen Hotels, in welchem der Fremdling die letzten Nächte zugebracht hatte. Hatte der Gast anständige Trinkgelder gezahlt und war er auch sonst für jede Bettelei zugänglich gewesen, so durfte er frisch, fromm, fröhlich, frei weiter reisen. War der Mann aber „knickerig" und gab nur das, was er laut Tarif zu zahlen verpflichtet war, so ergriff der Knecht des Hauses kalt lächelnd ein Kreidestück und malte ein weißes Kreuz auf den Boden des Reisekoffers dieses geizigen Mannes.

Mit diesem Hausknecht-Kainszeichen behaftet, fuhr der Mann ahnungslos weiter, um in der nächsten Stadt schlecht aufgenommen zu werden. Jeder dienstbare Geist kennt das ominöse Kreidekreuz und der Reisende ist schon als Geizkragen verschrieen, ehe ihn noch jemand in der ganzen Stadt zu sehen bekommen hat. Ueberall wird er schlecht bedient: Kofferträger, Kutscher, Hausknecht, Kellner u. s. w. lassen ihm sehr deutlich fühlen, daß er in dem schönen Italien eigentlich vollkommen überflüssig sei. Natürlich wird der so schandbar Behandelte ärgerlich und ist erst recht nicht geneigt, mehr zu zahlen, als ihm der Hoteltarif zu zahlen zur Pflicht macht. Die Folge ist, daß auch der Hausknecht Nummer zwei ein Kreuz Nummer zwei an den Koffer kreidet. Wiederholt sich das in einigen Städten, dann kann dem besten Menschen und besten Deutschen eine Italienreise wirklich leid werden.

Mittelitalien weist von diesen Mißständen zum Theil weniger auf. Im ewigen Rom ist sogar keiner derselben zu bemerken. Dort ist die immerhin starke deutsche Kolonie ein buen retiro für alle Landsleute, welche Rom besuchen. In der Umgebung der Stadt hat sich das Bettlerthum allerdings schon verdichtet zu dem, was man Briganten nennt. Vor kurzem erst haben wir gelesen, daß die Herren Bettler der Campagna mit Revolvern und sonstigen Schießeisen bewaffnet, die Pferde der römischen Bourgeois angehalten haben, die nach ihren Villegiaturen zu fahren im Begriff waren. Die „Bettler" flehten um eine Gabe, sie gaben allerdings ihrer Bitte durch den vorgehaltenen Revolver gehörigen Nachdruck. Das ist so eine etwas verschärfte Form des Forderns von Trinkgeldern. Im Norden ein Kreidekreuz, im Süden der Revolver.

Die Bettler, welche sich mit Kleinigkeiten nicht abgeben, benutzen auch fleißig die Bahnzüge, um zu sehen, ob sie nicht dort zu ihrem Trinkgelde, auf das sie nun einmal Anspruch haben, kommen können. Die braven Leutchen wissen freilich ganz genau, daß kein Mensch Lust hat, sein Geld sich gutwillig fortnehmen zu lassen. Geht es also nicht mit einem geschickten Griff in die Tasche des Mitreisenden, so muß der Revolver wiederum etwas nachhelfen. Wir hören sehr oft, daß zwischen der und der Station einer italienischen Bahnlinie ein „Unfall" passirt ist, der sich als „Eisenbahnraub" herausstellt. Die „Bettler" werden in solchen Fällen nur sehr selten erwischt, wahrscheinlich überließ der Schaffner gewöhnlich, auf ihre Reisekoffer das übliche Kreidekreuz zu zeichnen.

Die aus den Cirkusvorstellungen her bekannten Räuber aus den Abbruzzen, die Rinaldo Rinaldini's sind auf den italienischen Inseln noch nicht ausgestorben. Noch heute ist Sizilien oder Sardinien das Ideal all' der italienischen Bettler, welche sich einen etwas freieren „Schliff" angewöhnt haben. Dort unten operieren die Trinkgeldnehmer nicht per Revolver oder Kreidekreuz auf die Geldbeutel der Reisenden, dort versichern sie sich zuerst der Person ihres Opfers, schleppen dasselbe als sehr werthvolles Pfandobjekt mit sich und fordern für die Freilassung Lösegeld. Mit Kleinigkeiten geben sich die Herren Briganten nicht ab, sie thun's unter einer Summe von 20000 Lire selten. Gewissenhaft aber, wie sie nun einmal sind, setzen sie eine „Einschätzungskommission" nieder, welche mit Ernst und Eifer berathschlagt, wieviel ihr Opfer wohl werth sei. Die Angehörigen werden in der bekannten diskreten Form benachrichtigt, daß sie diese oder jene Summe zu hinterlegen haben, falls sie den Gefangenen wiedersehen wollen. Wird die Summe nicht gezahlt oder werden die Behörden benachrichtigt, so ist das Leben der Geisel nicht einen Centesimi werth: es wird einfach niedergeschossen. Die Behörden führen seit Jahrzehnten einen erbitterten Krieg gegen diese Briganten; trotzdem ist es bis heut nicht möglich gewesen, dieselben vollständig auszurotten. Das ist nur dadurch erklärlich, daß die Bevölkerung die Behörden in keiner Weise unterstützt. Für die Dorfbewohner sind die Briganten eben das kleinere Uebel, dieselben erblicken in den Behörden lediglich einen Steuereintreibungs-Apparat, der keinerlei Rücksichten kennt, sondern diejenigen, welche die hohen Steuern nicht erschwingen können, als Bettler von Haus und Hof treibt.

Eine Wendung zum Bessern wird in absehbarer Zeit kaum eintreten. Den Italienern ist Drangsaliren der Fremden schon derart zur zweiten Natur geworden, daß sie davon nicht mehr lassen können. Da nun die wirthschaftlichen Verhältnisse Italiens immer schlechter werden, mischt sich unter die Professionsbettler ein Theil des Proletariats, das nicht bettelt „aus Liebe zur Sache" oder aus Gewohnheit, sondern aus Hunger. Das italienische Volk ist genügsam, der italienische Arbeiter braucht zu seinem Lebensunterhalt etwa die Hälfte dessen, was ein deutscher Arbeiter im Jahre verausgabt. Leider aber wächst in Italien die Zahl derjenigen immer mehr an, welche nicht mehr als das Wenige erschwingen können, was sie brauchen. Sie werden als Rekruten in die Armee der Bettler eingestellt und wenn sie erst gemerkt haben, daß mit dem Bettel auf ganz leichte Art noch mehr zu verdienen ist als mit dem Arbeiten, dann halten sie es für Thorheit, das leichtere Gewerbe wieder mit einem schweren zu vertauschen.

Die Italienreisenden müssen mit dem Bettel- und Trinkgeldunwesen rechnen, es ist das eine Kontribution, die ihnen unbedingt auferlegt wird. Es hilft kein Wiederstreben, es muß bezahlt werden. Natürlich ist es besser, wenn mit diesem Faktor schon im Voraus gerechnet wird. Dann kann man sich einrichten mit dem Reisegeld. . . .

Es soll sich kein Italienschwärmer durch unsere Skizze abhalten lassen, trotz und trotz alledem den sonnigen Gestaden des Adriatischen Meeres einen Besuch abzustatten. Er wird zurückkehren, gesättigt von der Pracht und Herrlichkeit, die sein Auge erschaut hat.

Er wird aber auch ein großes Lamento anstimmen über das Bettel- und Trinkgeldunwesen in dem wunderbar sonnigen Italien.

Beim Wunderdoktor in Radbruch.

Ein praktischer Arzt schildert im „Hamb. Corr." einen Besuch bei dem inzwischen, wie gemeldet, wegen Kurpfuscherei zu 150 M. Strafe verurtheilte „Wunderdoktor" Ast u. A., wie folgt:

Es ist nichts so blödsinnig, daß es nicht von Leuten, die jeden kritischen Verstandes bar sind, geglaubt, angebetet und mit Enthusiasmus in alle Himmel gehoben werden könnte. Das hat wieder einmal der Radbrucher Wunderkurschwindel aufs Klarste bewiesen und beweist es täglich von Neuem. Trotz aller Verwarnungen der Tageszeitungen und trotz des ungünstigen Wetters steht derselbe zur Zeit noch in schönster Blüthe, und die Schaar der täglich nach Radbruch Reisenden zählt noch immer nach Hunderten. Von nah und fern, aus Dörfern und Städten der Nachbarschaft und nicht zum kleinsten Theil aus Hamburg selbst pilgern Kranke und Angehörige oder Freunde von Kranken zum weitberühmten Schäfer Ast, der die Kunst versteht, aus dem abgeschnittenen Nackenhaar, auch ohne den Kranken zu sehen, die Leiden zu erkennen und durch sofort eingehändigte Mittel zu heilen. — Wenngleich für uns Aerzte und alle diejenigen, die das Kurpfuscherthum genauer kennen, dergleichen Schwindel nichts neues bedeutet, war doch die Actualität der Sache und die bequeme Nähe des Ortes für den Schreiber dieser Zeilen Grund genug zum Entschluß, den Radbrucher Wunderdoktor und seine Klientel aus eigener Anschauung kennen lernen zu wollen. Leider war der Tag unserer Reise, — wir waren zu dreien — nicht günstig gewählt. Der Herr Doktor war vor Gericht in Winsen und zur Zeit unserer Ankunft in Radbruch, um 12 Uhr Mittags, noch nicht wieder heimgekehrt. Es blieb uns daher nichts weiter übrig, als zu warten — mit etwa 200 Anderen, die in gleicher oder noch schlimmerer Lage waren als wir, da viele von ihnen schon Tags zuvor wegen der übergroßen Zahl der Rathsuchenden den Herrn Doktor vergeblich zu sprechen versucht hatten.

Da standen sie, Männer und Frauen, Alte und Junge in dicht gedrängten Haufen vor dem niedrigen Häuschen und warteten mit einer Geduld und Ergebenheit, die in Erstaunen setzen mußte. Ein Theil der Menge be-

lagerte die Thüre an der Breitseite des Hauses, die nach der Dorfstraße zugekehrt ist, und staute sich in dem schmalen, von zwei kleinen Gärtchen begrenzten Zugang bis zur Straße hin. Andere standen auf dem Hof zwischen der Scheune und der rechten Giebelseite des Hauses und drängten sich über einen großen Misthaufen hinweg an eine kleine Stallthür, weil dort angeblich Einlaßkarten vertheilt werden sollten. Ab und zu verschwanden Einzelne, um sich im Gasthause aufs neue zu stärken, während Andere frisch hinzukamen und den freigewordenen Platz besetzten.

Wohin man sich auch wandte, überall drehte sich das Gespräch um den Wunderdoktor und seine Thaten. Was man da nicht alles zu hören bekam! Aus dem abgeschnittenen Nackenhaar eines zu Hause befindlichen Kranken habe der Doktor sofort eine Taubheit des einen Ohres erkannt, in einem anderen Falle die Anwesenheit von Flechten, von denen der Kranke bisher nichts gewußt hatte, die aber in der That vorhanden gewesen seien. Er kenne nicht nur die Krankheiten, die gegenwärtig bestehen, sondern auch solche, die vor längerer Zeit bestanden haben. Er wisse auch, wie lange der Kranke an seinem Leiden laborire, wie es angefangen 2c. Einer ihn konsultirenden Gräfin habe er erklärt, sie leide an der Läusekrankheit, und als sie sammt dem sie begleitenden (sic!) Arzt sich darob sehr entrüstet zeigte, habe er letzterem eine Stelle an der Haut der Dame gewiesen, wo er einschneiden solle, und siehe da, an dieser Stelle habe es so „gewibbelt und gekribbelt" von Ungeziefer. Er durchschaue sofort jeden, der ihn zu täuschen versuche. Einem Arzte, der ihm Haare von einem Todten vorgelegt, habe er gesagt, dem Kranken könne er nicht mehr helfen, und einem Knechte, der die Haare seines Herrn verloren und statt ihrer seine eigenen mitgebracht hatte, habe er erklärt, die Haare seien nicht die richtigen und der, von dem sie seien, werde in 3 Tagen sterben, was auch wirklich eingetroffen sei. Kurz, er sei im Erkennen und Vorhersagen der Krankheiten allwissend und unfehlbar. Und nun erst seine Erfolge! Leute, die wochenlang zu Bett gelegen hatten und vom Arzte aufgegeben waren, habe er durch ein einziges Fläschchen seiner Medizin wieder zum Gehen gebracht, Blinde wieder sehend und Taube wieder hörend gemacht, Gichtbrüchige mit gesunden Gliedern und Kahlköpfige mit frischem Haarwuchs beschenkt u. s. w.

Ganz unermüdlich im Erzählen von solchen Wunderthaten war ein junges Mädchen aus Lüneburg. Sie war es auch, die uns über die „Untersuchungsmethode" des Wunder-Kollegen Genaueres offenbarte: Er betrachte das Haar scharf unter seiner Lupe und könne dann an ihm die verschiedenen inneren Organe und ihre etwaigen Veränderungen erkennen. An jedem Haar seien zwei helle Knötchen, das seien die Lungen, während ein gelbes Knötchen die Leber bedeute. Falls sich an dem Durchschnitt des Haares ein weißes Tröpfchen zeige, so beweise das, daß eine Verschleimung sich löse u. s. w. Das Mädchen, das mit der schwärmerischen Begeisterung einer Verzückten sprach, gehörte zu den regelmäßigen Besucherinnen von Radbruch. Es kam fast nie für sich selbst, sondern brachte immer neue Haare von Freunden und Bekannten, stellte also eine Art von Apostel des Wundermannes vor.

Ueberaus charakteristisch für alle diese erzählten Fabeln war, daß niemand dergleichen an sich selbst erlebt hatte, sondern nur wiedergab, was er gehört hatte, und weiter, daß niemand nur irgend eine von den Personen mit Namen nennen könnte, die auf so wundersame Weise die Heilkraft des Herrn Ast an sich erfahren hatten. Da wir demnach nach dieser Richtung hin keine Nachforschungen mit Aussicht auf Erfolg anstellen konnten, ließen wir es uns angelegen sein, bei solchen Kranken genauer nachzufragen, welche selbst bei dem Herrn Doktor in Behandlung gewesen waren. Und um es nur gleich vorweg zu sagen, hielten wir uns der Vorsicht halber in erster Reihe an den männlichen Theil der Besucher, als den kritischer veranlagten. Ein junger Mann aus der Nachbarschaft, der an Drüsenschwellungen litt und schon einmal daran operirt worden war, schickte durch einen Freund Haare an Herrn Ast. Was ihm fehle, wollte der Herr Doktor aber der Mittelsperson nicht sagen; er selbst wisse es schon und die Tropfen, die er mitgebe, würden schon helfen. Da ging der Patient selbst nach Radbruch, ließ sich Haare abschneiden und fragte, was ihm fehle. „Allgemeine Verschleimung." Ja, daran leide er wohl auch, aber er komme einer andern Krankheit wegen. Da Herr Ast aber nicht wußte, welcher Art diese war, zeigte er ihm seine geschwollenen Drüsen und erhielt eine Medizin zum Einreiben und Tropfen zum Einnehmen. „Nun, hat die Kur Ihnen geholfen?" — „Ja, gewiß, die Drüsen sind fast ganz verschwunden." — „Weshalb kommen sie denn aber wieder?" — „Ja, eine Härte ist noch da, die will noch nicht ganz weggehen." Das Wort „Verschleimung" ist eine famose Verlegenheitsbezeichnung, wenn man nicht weiß, wo das Uebel sitzt. Es paßt eben auf alle Krankheiten, vor allem aber bei uns Männern von heutzutage, die wir fast alle infolge des Rauchens und Biertrinkens an „chronischer Rachenverschleimung" leiden. Die Drüsen waren weg, aber die „Härte" noch da. — Sapienti sat! Und das war ein Ueberzeugter. — Ebenderselbe junge Mann erzählte, daß seine Schwester, als sie sich nicht recht wohl gefühlt, den Wunderdoktor konsultirt habe. Er habe gesagt, es käme bei ihr alles von ihrem Frauenleiden her. Sie hatte zwar noch niemals etwas von diesem Leiden an sich bemerkt, von nun an aber „wußte sie, daß sie in der That daran laborire". Dieser Fall beweist schon an und für sich so viel, daß wir keine weitere Bemerkung hinzuzusetzen brauchen. — Ein anderes Beispiel! Einer Frau in mittleren Jahren, die an asthmatischen Beschwerden litt, hatte er außer „Verschleimung" ebenfalls Frauenleiden andiagnosticirt und Tropfen gegeben. Sie war zum zweiten Mal da. „Haben die Tropfen geholfen?" fragte ich sie. „Direkt geholfen," gab sie zur Antwort, „haben sie ja noch nicht, aber ich merke doch, daß es anders geworden ist." Auch dieser Fall bedarf keines Kommentars.

Es wäre uns gewiß ein Leichtes gewesen, noch viele solche einwandsfreien Beispiele zu sammeln, wenn wir nicht von einigen Patienten als Aerzte, in deren Behandlung sie früher gestanden, erkannt und als solche allen Nachbarn und Nachbarinnen signalisirt worden wären. Von nun an war es mit unserem Inkognito und der „Einwandsfreiheit" des uns Berichteten vorbei. Viele drängten sich an uns heran, schilderten ihre Krankheit in allen Details und verstiegen sich dazu, uns darüber um Rath zu fragen. Wenn wir sie dann achselzuckend an unseren Kollegen Ast verwiesen, genirten sie sich augenscheinlich und entschuldigten sich meist mit der Bemerkung, sie glaubten selbst nicht recht daran, aber man erzähle doch so viel von den Wunderkuren des Mannes, daß sie auch einmal seinen Rath einholen wollten. Andere gaben vor, selbst gar nicht an „den Kram" zu glauben, aber ein guter Freund oder ein naher Verwandter liege schwer krank darnieder und nur auf dessen Wunsch und dem zu Liebe seien sie hier hergekommen. Wieder andere endlich, es waren ihrer nur sehr wenig jüngere Großstädter, kamen aus Neugierde. Sie wollten sich eben die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den „famosen Rummel" mitanzusehen. Die weitaus größte Zahl jedoch war gekommen, um allen Ernstes den Vater Ast zu konsultiren, sei es wegen der Krankheit eines Angehörigen oder Bekannten oder ihrer eigenen Person.

Sie glaubten an den Wunderdoktor, da sie einen nöthig hatten. Da waren andere, die an einem chronischen Uebel litten, und bei der ärztlichen Behandlung keine schnelle Besserung gesehen hatten und nun noch einen letzten Versuch mit dem gepriesenen Wundermanne machen wollten. Auch sie kamen voll Vertrauen und Hoffnung und hielten stundenlang aus, trotz Nässe und Kälte, auch auf die Gefahr hin, sich eine acute Verschlimmerung oder gar den Tod zu holen, da sie nicht ohne die allheilende Medizin heimkehren wollten. Fast alle übrigen aber und sie machten wohl die Hälfte aus, gehörten zu dem Genre der hysterischen und nervösen, meist jüngeren Mädchen und Frauen, die mit einem Schock von Beschwerden von einem Arzt zum andern laufen, sich auf alle mögliche Weise interessant zu machen suchen und durch ihre Suggestibilität und leicht erregbare Einbildungskraft für jeden Kur- und Wunderschwindel das rechte Material abgeben. Das sind Kranke, bei denen jedes Mittel hilft, wenn es nur mit dem nöthigen Drum und Dran gegeben wird, und welche durch gewisse psychische Einflüsse ebenso leicht krank gemacht wie geheilt werden können. Alles was das Natürliche in Frage stellt und das Wunderbare erhöht, imponirt ihnen, findet bei ihnen Interesse, Glauben und Anbetung. Und ist ihnen gar die Möglichkeit gegeben, selbst Interesse zu erregen und persönlich eine Rolle zu spielen, sei es auch nur als passive Mithelfer eines solchen Wundermannes, so gerathen sie in Verzückung und schwören auf ihn als ihren Herrn und Meister. Das sind die Frauen, die einst den Stab der Propheten bildeten und Märchen um das Haupt der wunderthätigen Heiligen webten, die im Mittelalter Hexen sahen und mit Teufeln verkehrten, neuerdings Muttergotteserscheinungen haben, oder die Wundmale Christi an ihrem Körper zeigen, und im Somnambulismus und Spiritismus eine bedeutende Rolle spielen. Ein classisches Beispiel für diese Gattung bot jenes junge Mädchen aus Lüneburg, das sich in enthusiastischen Erhebungen der Wunderthaten des Vater Ast nicht genug thun konnte.

Endlich bleibt noch eine kleinere Zahl von Leuten übrig, bei denen sich kein anderes Motiv für ihren Besuch des Wunderdoktors auffinden ließ, als ihre unheilbare Dummheit. Sie kamen weder aus Neugierde oder hysterischer Koketterie noch aus purer Gefälligkeit gegen einen Schwerkranken, oder weil die Noth sie dazu trieb, sondern irgend eines an und für sich unbedeutenden Leidens wegen, einfach in dem naiven Kinderglauben, der die Märchen für wahre Geschichten hält und den Schäfer Ast für einen Wunderdoktor, weil er es von sich behauptet und noch so viele andere es ihm glauben.

Nach einigen Stunden wurde uns die große Gnade zu Theil, unseren Spezialwunderkollegen von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Er kam auf seinem eigenen Wagen, der auf einer Außenseite eine Tafel trug, worauf mit weißen Buchstaben auf rothem Grunde der Name Ast verzeichnet war, und der auch zur Beförderung seiner Patienten vom und zum Bahnhofe diente. Also das war Vater Ast, der kleine Mann mit dem glattrasirten Gesicht und dem dummschlauen Lächeln, der jetzt vom Bock des Wagens herabsprang und sich mit Mühe eines schnell herbeistürzenden Haufens ungestümer Frager erwehrend über den Hof durch die Stallthür ins Haus trat. Alsbald nahmen die Konsultationen ihren Anfang. In Haufen von je 10 wurden die Patienten an der vorderen Thür eingelassen, um nach kürzerer oder längerer Zeit einzeln durch die kleine Seitenthür herauszukommen. Nachdem etwa 50 so glücklich gewesen waren, „daranzukommen" — hieß es plötzlich, es könne Niemand mehr vorgelassen werden, da Vater Ast zu angestrengt sei und ein wenig ausruhen und sich stärken müsse. Es verging eine Stunde und noch eine, die Thüre blieb verschlossen. Es wurde dunkel und kalt, die Leute drängten sich dicht an einander, wurden ungeduldig und viele, die aus der Nachbarschaft waren, zogen ab, um am nächsten Tage wiederzukommen. Endlich um 6 Uhr ließ sich Mutter Ast durch das inständige Flehen der Armen erweichen, sie zündete Licht an, öffnete ein kleines Fenster und erklärte sich bereit, Haare entgegenzunehmen und Medizin zu verabreichen. Das war zwar nicht ganz nach dem Geschmack der meisten Hülfesuchenden — kamen sie doch hauptsächlich, um den Doktor selbst zu sprechen, aber sie dachten besser etwas als gar nicht, reichten die Haare zum Fenster hin oder ließen sich ihr eigenes durch das Fenster von Mutter Ast abschneiden und gingen, nachdem sie ihr Honorar hingelegt, mit der herausgereichten Medizin von dannen. Einige wenige, die sich durchaus nicht mit dieser Konsultation durch das Fenster begnügen wollten, gingen fort in der Absicht, am anderen Tage wieder vorzusprechen, vielleicht auch, weil sie argwöhnten, daß Mutter Ast und Tochter bei dieser Procedur die Hauptrolle spielten, um den Herrn Doktor der so nothwendigen Ruhe und Erholung zu überlassen. Auch wir gehörten zu denen, die bei der Aussichtslosigkeit, den Kollegen Ast persönlich zu sprechen, nicht länger warten und frieren mochten, und nachdem wir den Inhalt zweier unserem Nachbar gereichten Wundermedizinfläschchen als Rhabarbertinktur und Lakritzensaft erkannt hatten, zogen wir es vor, im gegenüberliegenden Hause in Gesellschaft mehrerer Radbrucher Wallfahrer eine Tasse Kaffee und zahlreiche Mirakelgeschichten über die Kuren des Herrn Doktor zu uns zu nehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.